

Sonderdruck aus:
Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde *Göttingen*
2011

Andrea Gabler: Antizipierte Autonomie. Zur Theorie und Praxis der Gruppe „Socialisme ou Barbarie“ (1949–1967). Hannover: Offizin, 2009. 294 S.

Die politischen und arbeitsethnografischen Aktivitäten der in Frankreich aktiv gewesenen linkslibertären Gruppe „Socialisme ou Barbarie“ (SouB) dürften nur wenigen ArbeitskulturforscherInnen bekannt sein. Dabei sind ihre theoretischen Ideen und Versuche der praktischen Umsetzung in mehrerlei Hinsicht für die Arbeitsforschung ethnologischer Disziplinen produktiv, wie die an der Universität Göttingen entstandene Dissertationsarbeit der Soziologin und Ethnologin *Andrea Gabler* zeigt.

Zum Gegenstand ihrer soziologischen Untersuchung machte die Autorin die Geschichte, Theorie und Praxis der Gruppe selbst vom Jahr ihrer Gründung 1949 bis zu ihrer Auflösung im Jahr 1967 sowie die Geschichte der gleichnamigen und ihr als Medium für ihre Überlegungen und Explorationen dienenden Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie“.

Sind sowohl Zeitschrift als auch die Gruppe in der deutschsprachigen Forschung eher selten rezipiert, was vermutlich auch an der Nichtübersetzung ihrer Publikationen liegt, so bekannt sind dagegen zumindest die zentralen Gründungsmitglieder: Cornelius Castoriadis (1922–1997) sowie der spätere Philosoph und Totalitarismusforscher Claude Lefort (1924–2010), der Philosoph und Theoretiker der Postmoderne Jean-François Lyotard (1924–1998), der Arbeitssoziologe und Publizist Daniel Mothé (eigentlich Jacques Gautrat, *1924) oder Henri Simon (*1922).

Im Folgenden sei nur näher auf das Herz und den Kopf des Kollektivs eingegangen, da er sich Zeit seines Lebens abstrakt als auch praktisch mit dem zentralen Thema der Gruppe, nämlich der Frage nach Autonomie, beschäftigte: Cornelius Castoriadis entstamm-

te einem bürgerlichen, griechischen Kontext und war seit seiner Jugend in führenden Rollen in kommunistischen Gruppierungen aktiv. Nachdem er 1945 nach Paris emigriert war, war er zunächst als Wirtschaftsfachmann bei der OECD tätig, dem folgten Lehr- und Forschungstätigkeiten in politischer Philosophie an der EHESS in Paris und zugleich war er bis zu seinem Tod als Psychoanalytiker tätig. Politisch verortete er sich zwar immer im Sozialismus, seit den 1970ern brach er jedoch radikal mit dem dogmatischen Marxismus. Das für ihn und das für SouB zentrale Thema in „revolutionärer Theorie und Praxis“ war also immer das der „Autonomie“: „Aber welche Autonomie? [...] Zunächst wird darunter die ‚Autonomie des Proletariats‘ gefasst, verstanden als Selbstverwaltung der ArbeiterInnen und als Unabhängigkeit des Proletariats von Parteien und Gewerkschaften. Sodann erweitert ihn Castoriadis als Gegenbegriff zum durch den Realsozialismus kompromittierenden Begriff des Sozialismus selbst. Autonomie geht nun über bloße Selbstverwaltung weit hinaus. Die Massen ‚verwalten‘ nicht bloß das Bestehende, sie bringen selbst Neues hervor. Ihre kreative Selbsttätigkeit findet sich im Arbeitsalltag ebenso wie in wilden Streiks und historischen Revolutionen. In späteren philosophischen Überlegungen verallgemeinert Castoriadis schließlich den Autonomiebegriff zu einem reflektierten Verhältnis einer Gesellschaft zu ihren eigenen Bedeutungen und Institutionen. Autonomie heißt dann: Aufhebung der Verselbständigung und der Vorherrschaft dieser Bedeutungen und Institutionen über die Gesellschaft, die sie hervorbringt. Und die grundlegende Maxime eines autonomen Gemeinwesens lautet: ‚Wir sind die, deren Gesetz es ist, sich ihre eigenen Gesetze zu geben.‘“ (13) Folgerichtig lautete das erklärte Ziel, dies im Leben der Gruppe selbst umzusetzen wie auch in Gestalt der Aktionsforschung (21).

Zeitgeschichtlich und -politisch einzuordnen ist die Entstehung des Kollektivs in die Zeit der Neu-Formierung der kommunistischen und linken Bewegungen, Kräfte und Parteien nach dem Zweiten Weltkrieg in Frankreich. SouB positionierte sich hier im unorthodoxen Feld des Marxismus und kritisierte nicht nur das kapitalistische System, sondern auch die Strukturen des (sowjetischen) Sozialismus, denn genuin für beide Gesellschafts- und Politiksysteme sei „die bürokratische Herrschaft als die alles durchdringende Sozialform“ mit ihren Auswüchsen ins Totalitäre. Schließlich hatte die Gruppe nicht nur eine überragende Bedeutung für den Mai ’68 in Paris, sondern übt bis heute einen wichtigen Einfluss auf das Selbstverständnis der heutigen französischen Neuen Linken aus. Insgesamt handelte es sich um eine Art Bewegung ohne Manifest mit zeitweise mehr als einhundert Aktiven quer durch alle gesellschaftlichen Schichten in ganz Frankreich, immer aber war sie in sich selbst auch heterogen und widersprüchlich, das heißt im „Inneren reproduzierte sich, was man außen bekämpfte“, etwa Formen der Hierarchie und Heteronomie (21).

Zu Material und Methode: Die Soziologin erschließt Originalmaterial – und diese Leistung allein ist nicht hoch genug zu schätzen – in Form einer Auswertung

der 40 erschienenen Ausgaben der Zeitschrift „Socialisme ou Barbarie“. Ergänzt wird dieses Schriftmaterial durch mündliche und schriftliche Befragungen sowie Korrespondenzen mit ehemaligen Mitgliedern der Gruppe, womit zahlreiche Biogramme von Aktiven erstellt werden konnten. Insgesamt ist diese Dissertation nicht nur ein wichtiger Beitrag für das akademische arbeitssoziologische Feld, von dem sich SouB seinerzeit ausdrücklich und vehement distanzierte, sondern im Speziellen trägt sie zur internationalen Forschung über und zu Castoriadis' Frühwerk bei.

Zum Aufbau: Im ersten der drei Hauptteile rekonstruiert die Autorin sehr ausführlich die „Geschichte und theoretischen Leitlinien von Socialisme ou Barbarie“; dabei machen die einzelnen, im Folgenden unvollständig zitierten Stationen beziehungsweise Unterkapitel schon die inneren Kämpfe der Gruppe als Organisation deutlich: Die Entwicklungswege von SouB reichen von der „Innerertragskristischen Opposition zur autonomen Organisation (1946–1949)“ über „Nicht Revolution, sondern Gaullismus und Apathie“ bis hin zum „Bruch mit dem Marxismus“ und der „Auflösungsphase (1963–1967)“. In der Rekonstruktion wird dabei der „internationale“, aus heutiger Sicht würde man sagen, transnationale, Charakter der Bewegung deutlich: In ihren Debatten und theoretischen Gedanken verdichteten sich die Behandlung der Arbeiterfrage aus sowjetischer Sicht, politische Ereignisse wie der Algerienkrieg und Entkolonialisierung, Prozesse der Immigration, der Austausch mit US-amerikanischen, holländischen und italienischen Netzwerken und Kooperationen mit der britischen Organisation „Solidarity“.

Der zweite Hauptteil „Arbeitsanalyse von unten: Dichte Beschreibungen des fordistischen Alltags“ (125–225) präsentiert das empirische Material. Das Herzstück der Unternehmung SouB war eine Arbeitsforschung in revolutionärer Praxis, nämlich das „témoignages“-Projekt: Der Anspruch bestand darin, „authentische Selbstzeugnisse der Arbeitenden“ anzufertigen. Es ging um die Sichtbarmachung der subjektiven Seite der Arbeitenden einerseits und andererseits um die Überlegung, wie „die Analyse dieser Aspekte von Arbeit wiederum eingeht in die praktischen Emanzipationsbestrebungen der Arbeitenden selbst, wie könnte sie als Teil des Weges zu ihrer Selbstbestimmung verstanden und organisiert werden?“ (19)

Eine solche Analyse wurde von den Autoren dann nach einem von Claude Lefort entworfenen programmatischen Leitfaden angefertigt. Den zentralen Stellenwert hierbei nahm die Kategorie „Erfahrung“ ein: „Das Wichtige ist, daß diese Arbeit der Analyse von den Arbeitern als ein Moment ihrer eigenen Erfahrung betrachtet werden muß, als ein Mittel, um eine gewöhnlich implizite, mehr ‚gefühlte‘ als reflektierte und bruchstückhafte Erkenntnis zu formulieren und zu verdichten“, so heißt es in Leforts Programm „L'expérience prolétarienne“ (129). Es ging den politisch ambitionierten Forschern – und genuin nicht Ethnografen – darum, die „Kreativität und Fähigkeit des Proletariats zur gesellschaftlichen Organisation“¹ herauszuarbeiten. Letztlich sollte diese Herangehens-

weise dazu beitragen, der Revolution Bahn zu brechen, indem zunächst einmal das „halb- und vorbewusste Noch-Nicht“, also das Zwischenreich des ArbeiterInnenbewusstseins (129) erfasst wird, in der Überzeugung, dass sich das „Proletariat in einem progressiven Erfahrungsprozess befindet, der die Tendenz hat, den Rahmen der Ausbeutung zu sprengen“ (131). Es folgen Berichte von vier Schauplätzen fordistischer Arbeitswelten, angefertigt zwischen 1953 und 1965 von SouB-Mitgliedern, die für eine gewisse Zeit als Arbeiter beziehungsweise Angestellte in die „Fabrik“ bzw. ins white collar Milieu wechselten: Georges Vivier berichtete als Arbeiter aus einer Autobusfabrik, Philippe Guillaume legte 1958 seine Arbeit bei der OECD nieder und ließ sich bei Renault-Billancourt – bis zur Schließung 1992 eine symbolische Größe der französischen Industrie (ausführlich dazu vgl. 164 f.) – als Akkordarbeiter anlernen, Daniel Mothé war als Facharbeiter ebenfalls bei Renault-Billancourt, bevor er über den zweiten Bildungsweg Arbeitssoziologie studierte. Die vierte Analyse aus dem Reich der Angestelltenarbeit stammt von Henri Simon, der in einem Versicherungsunternehmen beschäftigt war, wobei es ihm gelang, eine von der Gewerkschaft unabhängige Personalvertretung ins Leben zu rufen.

Im abschließenden, etwas kürzer gefassten dritten Teil „Was bleibt? Zur Aktualität von Socialisme ou Barbarie?“ (227–259) wird ein Resümee mit Blick auf die Gegenwart gezogen: Erstens reflektiert die Autorin, wie die Arbeit bei SouB Castoriadis' Theoretisierungen des Autonomiebegriffs formte, zweitens konstatiert sie das Vorliegen von „Gesicherte[n] arbeitssoziologische[n] Erkenntnisse[n]“. Ein dritter Abschnitt diskutiert die Produktivität der Thesen von SouB für die Analyse der gegenwärtigen Arbeitswelt, die sich in den Signaturen von Entgrenzungen, Subjektivierungen, Künstler- versus/und Sozialkritik und kontrollierter Autonomie bewegt. Und schließlich spannt die Autorin den Bogen zu gegenwärtigen Debatten innerhalb der europäischen Neuen Linken, nämlich zu der ähnlich ambitionierten Initiative des italienischen Postoperaismus um Antonio Negri und Michael Hardt. Dabei arbeitet sie jedoch eher die Differenzen heraus, um das eigentliche „politische Erbe“ von SouB besser sichtbar zu machen. Während sich der „alte Operaismus“ und „Socialisme ou Barbarie“ durch ihre marxistische Interpretation voneinander schieden, die eine Bewegung war neoleninistisch, die andere radikaldemokratisch, so scheinen die gegenwärtigen Postoperaisten sich an die theoretische Linie von Castoriadis anzunähern. Am Beispiel der Diskussion um „materielle Arbeit“ entlarvt Andrea Gabler dies jedoch als Scheinreminiszenz und als falsche Vereinnahmung der Ideen der französischen linkslibertären Aktivisten durch die Multitude-Anhänger (244 ff.).

Abschließend ist zu fragen: In welcher Hinsicht ließe sich nun die kulturwissenschaftliche Arbeitsforschung von „Socialisme ou Barbarie“ inspirieren? Einerseits wäre es (wieder) angebracht, über die politische, „undistanzierte“ Seite des Forschens in Form von Kollaborationen und Kooperationen nachzudenken, wie es

sie auf dem Gebiet der Arbeits- und Nichtarbeits- oder der Prekarisierungsforschung nur vereinzelt gibt.² In einer wissenschaftshistorischen Perspektive wäre es überaus interessant, die Praktiken und Produktionen dieser hochambitionierten Gruppe im Frankreich der Nachkriegszeit mit den Absichten und Hintergründen der „Arbeiterfreunde“ und anderen „Sozialreisenden in die Fabrik“ (Jens Wietschorke) in Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg ins Verhältnis zu setzen, nicht nur um einen weiteren Baustein zu den Überlegungen über (bürgerliche und andere) Konstruktionen von „authentischen“ und „erwünschten“ ArbeiterInnen“ (Rolf Lindner), die bis heute wirksam sind, zu bekommen, sondern um letztlich auch weiteren Aufschluss über die (unsichtbaren) Motivationen der Mitglieder von „Socialisme ou Barbarie“ zu erhalten.

Anmerkungen

- ¹ *Andrea Gabler: Ethnographische Forschung als Aktionsforschung: Über die Arbeitsanalysen von Socialisme ou Barbarie.* In: Irene Götz u. a. (Hgg.): *Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel (Arbeit und Alltag 1).* Frankfurt am Main/New York 2010, S. 417–428, hier S. 420.
- ² Vgl. etwa „Die Absageagentur“ oder „Euromayday“.

Barbara Lemberger, Berlin